

Konrad Pfaff

Klage um **M**

Möglicher Sinn  
der Verzweiflung

Redaktion, Umschlag und Layout:  
Beatrix Classen

Druck:  
Fotodruck Mainz, Aachen

Jede Klage steht stellvertretend für Millionen, denn der Tod ist unsere große Gemeinsamkeit. Jede Klage beinhaltet Anklage und Anmaßung. Alle Wehklage ist großer Widerspruch gegen Schicksal, Notwendigkeit und den „Allgeist“. Alle Wehklage ist Widerstand wider Zufall und Sinnlosigkeit. –  
Todesschrei der Liebe.

Sehr ferne ahnen wir demütig-bescheiden möglichen Sinn schierer Verzweiflung. Entfernt von Tröstungen, Behauptungen und Sicherungen durchleben wir Nächte der Verzagttheit. Heute ist die dunkle Nacht der Seele angesagt, stellvertretend für alle, die Opfer der Gewalt, Krankheit und Armut werden.

Im August 2003  
Konrad

Die Reise der sechs Wochen Lebenszeit –  
gezeichnet vom Tod

1. Am Sonntag kam der Schrecken
2. Am nächsten der Jammer
3. Am übernächsten das Elend
4. Dann am Sonntag Weh
5. Und der Sonntag der Verzweiflung
6. Sonntag Nacht der Schmerzen
7. Dann Friede-Liebe-Tod  
am Sonntag

„Er trat ins Licht hinüber“ –  
so sagt man,  
doch hier fehlt er in der Wohnung  
an allen Ecken und Enden.  
„Er trat ins Licht hinüber“ –  
so wird gesprochen,  
doch wer liegt in seinem Bett nicht und liebt?  
„Er trat ins Licht hinüber“ –  
so sagt es sich leicht,  
doch wer isst nun die chinesische Ente  
am Mittag oder Abend?  
„Er trat ins Licht hinüber“ –  
so spricht die Frömmigkeit,  
doch wer liegt nicht auf dem Balkon  
in der Sonne des Nachmittags?  
„Er trat ins Licht hinüber“ –  
so sagen Trost und Hoffnung,  
doch wer kocht nicht in der Küche,  
wer ruft zum Essen?  
„Er trat ins Licht hinüber“ –  
so spricht der Glaube,  
doch wer trinkt nicht mehr  
den Riesling Feist-Sekt mit mir?

Esset und trinket,  
liebt und lacht  
und vertraut der Erde,  
hoffet auf den Himmel  
ihr Überlebenden.  
Was könnt ihr sonst auch  
gegen Elend und Tod,  
gegen Niederlagen  
und vergebliche Anläufe tun?  
Es ist schon sehr wenig  
gegen das Sterben der Erde,  
wider mörderischen Wahn  
von Krieg und Krankheit.  
Übt euch in verzweifelmtem Widerstand  
und hofft auf Beistand und Fürbitte  
der geliebten Toten!

Alle Klänge erwecken die Trauer der Erde.  
Jede Poesie schafft die Schwermut des Herzens.  
Jedes Bild zerbricht die Augen der Seele.  
Jede Erzählung mündet ins Todesdelta.  
Gelebt und geliebt  
und gestrandet so früh  
ist mein Sohn.  
Welch eine Schande – ich lebe.  
Welche Scham – ich esse und trinke.  
Welch eine Beleidigung – ich denke.

Ich bade in der Schwermut,  
ich fließe im düsteren Nachtstrom  
der Melancholie.  
Ich möchte zu leben vergessen,  
ich möchte mich aufgeben  
und strebe nach Verlust und Niederlage.  
Ich bin im Holocaust meiner Seele.  
Starr im Unglück, münde ich ins Elend,  
möchte vergehen,  
verkomme nur  
und verfehle.

Die Zwei:

Der eine stirbt,

der andere wird gebrochen.

Der eine überschreitet eine Grenze,

der andere zerbricht an ihr.

Der eine findet den Liebesfrieden,

der andere hadert zwischen Teilhabe und Hass.

Der eine wendet sich bis zuletzt

zärtlich an sich selbst,

der andere möchte sich verlachend morden.

Der eine bestellt sein Haus und sein Herz,

der andere vereinsamt im Haus und Herzen.

Ich schreibe und schreibe,  
krieche in die Schrift  
mit der erbärmlichen Sprache  
in mein Unheil.  
Ich schreibe, sinne, spüre,  
doch die Fülle des Elends  
und die Macht des Harms  
ist nie erreicht  
in der Wiederholung der Klage.  
Auch das ist dem verwehrt,  
der gestürzt ist in Betrübnis  
der Klage und Anklage.  
Das Elend ist größer als alle Sprache.  
Die Bestürzung im Unfassbaren  
kennt keine Poesie.  
Und die lodernde Wut  
auf Zufallsgötter  
kennt keine Rhythmen.  
Ver-rückt aus dem guten Sein  
steh ich der Wortlosigkeit gegenüber,  
stumm und dumm.

Eine dunkle Nacht  
entriss mir Sohn und Sinn.  
Sie entwendete mir Glück  
und Sinn des Seins.  
Die dunkle Nacht  
war ein Sonntag zur Hitze-Mittagszeit.  
Sie verbog mein Auge,  
und mein Herz erschrak.

Bis zuletzt hat seine Hand  
des Körpers süße Ohnmacht noch ertastet.  
Er sog den Blütenhonig Leben  
sehr milde und mit leiser Begier.  
Sein Atem kroch sehr langsam,  
die Augenlider waren müde,  
doch die Augen sanft erglänzten.  
Und sein brauner Körper erkühlte.

Zu zweit am letzten Sonntag

Er war des Lichtblickes gewiss.  
Ich war im Taumel.  
Er war des süßen Wunders sicher.  
Ich war in Angst.  
Er wurde des milden Friedens Freund.  
Ich haderte mit dem großen Feind.  
Er war im Übergang so sanft.  
Ich wütete mit mir.  
Er wurde sehr freundlich mit der Welt.  
Ich kämpfte mit der Unfassbarkeit.  
Er schloss verwundert den Liebesfrieden.  
Zutiefst verwundet blieb ich ohne Gnade.  
Er lag in seiner Nacktheit Wandel.  
Und ich erstarrte ganz.  
Er ruhte losgelassen schwebend.  
Ich erblindete in Tränen.  
Er fühlte sich getragen.  
Ich konnte nimmer aufhören  
mit Wehklagen.

Ich finde keine Ruh  
und suche Dich in allen Dingen  
und find Dich auch im ganzen Haus.  
Dein unauffällig gutes Sein,  
Dein bescheidenes Tun,  
ich merk es mehr und mehr,  
war nur ein Stück  
des Seins, das hielt.  
Es sind gar große Worte,  
doch sind sie elend wahr,  
doch zeigen sie Dir auf,  
wie Du mir fehlst.

Vierundzwanzig Stunden  
1 Uhr am 10.08.03 bis  
1 Uhr am 11.08.03,  
und es ist kein Sonntag mehr.  
Du wartest nicht auf uns.  
Dich erwarten wir zum Segen.  
Und ich kann Dich immer  
nur betten in meine Arme.  
Ich umarme Dich noch immer.  
Ich ertaste Deinen kühlen,  
süßen, schönen Körper,  
ich küsse ihn noch immer,  
ich höre nicht auf.

Dann kam die Angst, der Schmerz  
Mitten in den Mut.  
Die Hoffnung zerbarst,  
das Schwere gewann,  
die Schlacht war entbrannt,  
der Friede verbrannte.  
Des Jammers Ende nicht in Sicht.

Das Meer von Poesie,  
der Ozean von Schönheit,  
der Strom von Klang  
umfasse Dich,  
trage Dich.  
Ertrage die Wucht aller Schönheit.  
Manchmal war es Dir ja fast zu viel hier,  
manchmal hieltest Du  
an einer Schönheit fest in Dauer,  
wolltest andere nicht zulassen.  
Du warst inniger, achtsamer  
damit verbunden  
in einer wunderlichen Einheit.

Verzeih, Matthias,  
Du hattest es nicht leicht mit mir.  
Zu oft war ich störrisch,  
rechthaberisch, ärgerlich.  
Zu oft war ich vorschnell beleidigt.  
Zu oft hattest Du es mit meiner Lebensart  
viel zu schwer.  
Zu oft war ich zu sicher,  
zu lebensbejahend herrscherlich.  
Verzeih, Matthias,  
wenn ich gar zu oft  
besser zu wissen behauptete,  
was Dir frommte.

Ich kann es nicht vergessen,  
was vor einer Woche geschah  
und wie sich Leben verschloss,  
und wie etwas geschah,  
was unermesslich dunkel  
und unklar ist.

Ich küsste seinen kühlen Leib  
in der Hitze des Mittags.  
Ich labte mich an der Kühle der Haut  
und war nicht gewillt zu denken,  
dass er von mir verloren wurde,  
dass er abhanden käme,  
wo er doch so glänzend, braun  
und lebensstark noch vor mir lag  
mit abkühlendem Körper.  
Matthias, Du warst wunderschön.

Du versichertest Dich meiner Liebe bis zuletzt.  
Du sagtest am Telefon in direkter Anrede  
mir die Liebe.  
Du versichertest Dich unserer Liebe bis zuletzt.  
Einem jeden gabst Du den Liebesfrieden,  
danktest und nahmst ihn Dir ins Herz.  
Welch eine Reise, welche Klänge,  
welch eine Sprache,  
ergriffen ergriffst Du Dich  
im Sein.

Sechs Wochen,  
sechs mal sieben Tage  
und Nächte.  
Du spürtest den Ernst,  
Du tatest dagegen den Kampf  
und Kampfesfrieden,  
und die süße Hoffnung  
opferst Du nicht auf einem Altar.  
Du wusstest, Du widerstandest  
und verwundert gingst Du  
immer neu auf den Wellen  
eines inneren Wunder-Bebens,  
fassungslos über dieses Sosein,  
gefasst im Anderssein.

Oh Tod, du kamst nicht  
wütend, böse, grausam,  
kamst nicht wie ein Allherrscher,  
kamst nicht grob und hart,  
kamst nicht von außen heran,  
weder als Bote noch als Würger,  
weder als Engel noch als Mörder.  
Oh Tod, du kamst als  
der natürliche Beender,  
ohne da zu sein.  
Es ging einfach der Natur  
der Lebensfaden aus,  
einfach etwas Herzschlag,  
Beben, Atem, Spannkraft  
gingen aus,  
ging aus.

Oh Matthias,  
Du verfolgst mich auf Schritt und Tritt.  
Ach ja, Du willst es sicher gar nicht.  
Doch ich geh in Lohne herum  
wie in Aplerbeck,  
in Deinem Schlafzimmer  
neben meinem,  
unten an Deiner Arbeitsstätte,  
alles leuchtet Dich,  
widerleuchtet Dich  
und immer neu Dich.  
Auf diesem dunklen Hintergrund,  
der mein Herz ist,  
verzweifelt, hadernd,  
vergebens kämpfend,  
Niederlage um Niederlage hinnehmend.

Ich feiere Dich dauernd  
mit Deiner Musik, Matthias.  
Ich gebe mich ihr nur hin,  
durch Dich und mit Dir.  
Ich höre Deine Klänge,  
gewählt für die Reise,  
jede von ausgewähltem Sinn.  
Ich denke an Dich dankend,  
der triumphalen Auswahl von guter Musik.  
Du gabst uns Schweres zu knacken,  
Du gabst uns die Gegenwart,  
doch locktest zur Reise auch  
mit Darling und Garbarek.

Weh, Weh, Weh  
unsäglich Weh,  
gestürzte Natur,  
gebrochene Ordnung,  
Unglück ohne Segen,  
Sagen ohne Märchen,  
Traum, so wüst er nicht sein kann.  
Ich ekle mich vor dem Glück.  
Jetzt sind Übel, Elend und das Böse  
bei mir daheim.  
Tod ist mein  
Feind geworden.

Oh Meer der Trauer.  
Es besiegt Hader und Wut und etwas Elend.  
Oh Meer des Wehs,  
verwüste diese Lebensspuren nicht!  
Oh Segen,  
der Lebende wie Gestorbene trägt.  
Oh Friede,  
der den Toten und den Lebenden dient.  
Oh Liebe,  
die alleine durch Verzweiflung und Jammer trägt.  
Oh Hoffnung,  
so bitter, so erschreckend.

Den anderen Part spieltest Du.  
Es war der viel bessere.  
Es war der friedliche, stille und beseelte.  
Du rangst nicht um Frieden,  
Du hattest ihn.  
Du kämpftest nicht um Leben,  
Du hattest es.  
Du warst nicht atemlos,  
Du gabst Deinen besten letzten Atem  
in den weiten Raum.  
Du nahmst die Zeit, ins Zeitlose zu gehen.  
Du warst im Wunder innen.

Deine Zärtlichkeit nahm kein Ende.  
Du warst gut mit Dir.  
Du ertastetest bis zuletzt  
Deinen schönen Körper,  
Deine glatte Haut,  
überall streiften die Hände  
kraftlos und zart  
und fanden im Fallen  
Halt im Geschlecht.  
Du fandest es gut  
bis zum letzten Moment,  
unglaublich findend  
im Körper Dich selbst.

Oh Matthias,  
das halbe Jahrhundert nicht erreicht,  
doch geliebt, gereist, innen und außen  
gut und viel und lebensvoll,  
Pflichten erfüllt, nicht zu viel  
und Druck der Verantwortung erlitten.  
Nerven vibrieren sensibel.  
Aufregung vor jeder Aufgabe,  
doch erfüllt eine jede,  
doch gefüllt das Sein  
und das Wunder im Innersten  
und das Glücken getragen erlebt  
und den Frieden in Liebe,  
Teilhabe und Teilnahme geerntet  
bis zuletzt  
und da so.

Dein Atem leise und still  
ohne Not, ohne Krampf und Wollen.  
Ich sah sich zart heben  
Brust und unendlich  
dünn das Herz schlagen.  
Ich sah genau hin.  
Ich sah und sah  
wirklich nicht des Atems Ende,  
des Herzschlags Aufhören.  
Ein Übergang, ein Reiseantritt,  
unbemerkt, un gelenkt,  
unerhört der Fähre Fahrt  
hinüber, hinüber.  
Du sahst mit allen Sinnen  
ein ziehendes Licht.  
Ich nicht, ich sprach noch lange  
mit Dir wiederholend.

Von fernher vom Herzen,  
im Herzen so nahfern.  
Oh Matthias, mein Engel,  
Begleitengel, Schutzengel,  
Kochengel, Trinkengel,  
Gedichtengel,  
Erzählengel,  
Telefonengel,  
Reiseengel,  
oh Matthias,  
Fernengel,  
Dortengel,  
Daengel,  
Jesus – Matthias,  
Sohn Geliebter.

Deine Arme sehe ich,  
wie sie zärtlich tasten  
und mich erspüren bis zuletzt,  
dann fielen sie öfter abwärts,  
den Körper herunter,  
weiter runter, weiter,  
bis sie an des Lebens Mitte gelangten.  
Da blieb Deine  
ach so schwache, süße Hand  
liegen auf dem Geschlecht  
und behütete es zart  
und war sehr still  
und sehr liebend geliebt.

Mir ist das Herz gebrochen,  
mein Leben entzweit.  
Mein angesammelter kleiner Reichtum –  
so wenig auch – ist sinnlos, maßlos sinnlos.  
Ich hab so gerne für Deine Zukunft  
kleine Dinge gesammelt,  
Becher, Bücher, Vasen.  
Nun fühl ich mich verspottet  
und unnütz auch.  
Sterben wollte ich –  
und wir sprachen oft darüber –  
so und so.  
Nun ist es anders geschehen,  
nie besprochen,  
nie erwartet,  
ganz gegen die Ordnung,  
oh dieser Wahnwitz.

Entzweifelt ist die Liebe  
durch den Tod.  
Erlitten ist er durch die Liebe.  
Unentwegt ist die Reise als die letzte.  
Die weiße Fahne weht,  
Ergeben hab ich mich  
ohne Ergebnis.

Jetzt ist vergangen Deine Lust  
an Paradoxien, Aphorismen,  
verblüffenden Analysen.  
Es ist vergangen  
Dein häufiges Verdutztsein  
und noch öfteres Verdutzen.  
Es ist vergangen  
dein Spaß am gelungenen Wort.  
Es ist vergangen  
Deine einsichtige Bescheidung am Wort.  
Und es ist vergangen  
die lebendige Beweisführung,  
die Debattierkunst  
und auch die luftige Rechthaberei.  
So vergeht die individuelle Sprache,  
das konkrete Wort  
aus Deinem Mund.

Seitdem Du gegangen bist,  
schmeckt mir alles versalzen.  
Seitdem Du der Küche abhanden kamst,  
ist mein Geschmack verdorben.  
Versalzen ist mir die Speise  
und das Leben auch.  
Du fehlst in der Natur der Speise,  
Deine Natur ist dahin.

Wie oft war ich Deine Telefonvermittlung  
in unserer Wohnung.  
Wie oft schaltete ich um  
und freute mich  
ob Deiner schönen narrativ langen Telefonate.  
Ach ja,  
so lange brauchte ich nicht zu telefonieren.  
Danke, danke auch dafür!  
Ich war so ganz  
Deine schnelle Telefonvermittlung,  
meist waren es ja gute Gespräche  
der Liebe und Freundlichkeit.

Nun weiß ich,  
wie du kommst,  
sehr still,  
sehr leise,  
sehr unmerklich,  
sehr ernsthaft,  
großer Tod.  
Doch verlasse ich mich nicht darauf.  
So kamst du vor einer Woche,  
morgen kannst Du ganz anders  
zu mir kommen,  
wüst, leer, hart und qualvoll.  
So brauch ich Kraft und Fürbitte  
von Dir Matthias.  
Und wenn ich auch nicht  
immer gut war und akzeptierte,  
so waren wir doch  
ein gutes, gutes Team meist.

Der Tod kam unmerklich,  
versteckt, verborgen, verweht,  
und er kam vielleicht gar nicht,  
der Tod.

Unmerklich hörten Lebensvorgänge auf,  
und es wurde kühl und kälter in Dir.  
Der Tod, dieser Meister und Alleskönner,  
dieser Wüterich und Zufallsmetzger kam nicht.  
Du bleibst in Dir, Dir treu.  
Unbemerkt hörtest Du auf,  
hörtest Du mich nicht mehr,  
sahst mich nicht,  
spürtest Du Deine Hand nicht,  
und Du tastetest Deine Haut nicht mehr.  
So war der Tod ein Entgleiten,  
Entschweben,  
weggetragen.

Untröstlich erweist  
das Leben sich  
gegenüber dem Tod.  
Vernichtet der Glaube  
in der Verzweiflung Nacht.  
Zerstört jede Hoffnung  
angesichts des Todes.

Der Sterbende vielleicht  
erreicht den Fluss Lethe  
ohne Qual, er erblindet  
ohne Schmerz vielleicht.  
Er tritt ins dunkle Licht.  
Doch den, der nicht sterben durfte,  
ereilt die Sintflut des Wahns,  
und die ist untröstliche Wahrheit.

Zwölf Stunden schon:  
13 Uhr bis 1 Uhr,  
und Du bist hier,  
beseelt,  
beherzt  
und strömst Segen aus  
und Heil  
und das wie nie.  
Zwölf Stunden  
nach der großen Reise,  
Reise der Erfüllung  
und Leere.  
Reise nirgendwohin.  
Reise ins große Reservoir  
der Zukunft,  
Du dabei.

Weder Gebieter noch Befehler,  
weder Herrscher noch Diktator  
war „Er“.  
Und Du, Matthias, empfandest  
ihn auch so nicht.  
Du übernahmst friedlich  
das Ende.  
Du übernahmst und zeigtest  
das Halteschild selber.  
Du, Matthias,  
in aller Bescheidenheit und Bescheidenheit  
mit viel Milde  
und im letzten Genuss  
von Körper, Haut, Muskel,  
im letzten Abschied von Nerven,  
Sinnesorganen und Sinn  
übernahmst Du die Spielführung.

Ich bin 122 Stunden  
nach der Zeitwende.  
Wir sind 122 Stunden  
nach seinem Sterben.  
Wie man so sagt:  
Matthias, Du bist im Himmel.  
Wie man so sagt;  
ist mein Himmel zerbrochen.  
Wie man so sagt,  
die Seligkeit des einen,  
Unseligkeit im anderen.  
Eines weiß ich:  
Bitter ist mein Himmel  
und elend mein Geschick.  
Du jedoch Matthes,  
bitte  
für  
uns.

Es wird nicht gut,  
es wird nicht wieder so,  
es wird immer elender.  
Er fehlt mir an allen Stellen.  
So hatte ich ihn noch nie vermisst.  
Ich beklage mich beim obersten Gericht.  
Ich lasse mich nicht abweisen.  
Es ist die allergemeinste Ungerechtigkeit.  
Elend,  
böse,  
übel,  
elend.

„Die Welt der neuen Jugend“ schrieb ich,  
da gehörte er gerade dazu.  
Nun schreib ich über das Altern,  
da gehörte er nie dazu.  
Nun schreibe ich über das Glücken,  
doch gehörte er bis zu dem Sonntag,  
als seine mörderische Krankheit begann, dazu.  
Dann schrieb ich über Sprache,  
die er liebte als Poesie und Paradoxie,  
als Verfremdung und Ironie –  
vier Jahrzehnte nur.  
Wir dachten komplementär,  
er bescheiden, sensibel,  
ich eher aggressiv und hart.  
Er achtsam auf Nebentöne hörend,  
ich eher grobschlächtig,  
er lächelnd, ich lachend,  
er eher zurückhaltend,  
ich sofort in den Ausdruck.  
Ach, wie danke ich Dir  
für Deine Komplementarität.

Oh, Matthias, verzeih,  
nun ist Dein kleines Zimmer  
ohne Chaos – geleert  
wie geordnet.  
Dein liebevolles Chaos – entfernt  
ist es nun wie tot,  
wie ein Ausstellungsstück,  
Museum.

Oh, Matthias, verzeih!  
Dein lebendiges Chaos  
nahmst Du doch mit hinüber  
und hinterließest mir eine  
bedrückende, lebensverachtende  
Leere im Raum.

Oh, Matthias, verzeih,  
ich liebte nicht immer Dein Chaos.  
Nun weiß ich es so sehr zu schätzen,  
doch zu spät.

Ich gehe nie mehr  
zu unserem Chinesen in Vechta.  
Ich sehe Dich, wie Du uns einladst.  
Ich sehe Dich und mich Ente essen.  
Ich werde verrückt, bist Du nicht da.  
Und wo?  
Und doch da?  
Und wie?  
Und welcher Geist bist Du geworden?  
Und welchen Raum erfüllst Du?  
Und welche Zeit gewährst Du?  
Alles ist anders.  
Du bist anders.  
Die Stätten der Gemeinsamkeit zerstört.

Vom Tod sehr bedrängt  
in der dunklen Nacht der Verzweiflung,  
sehe ich nur Orte, an denen Du jetzt fehlst.  
Ich lebe in der Bitternis des Restlebens.  
Ich bin ausgelaugt bis in das Mark.  
Tödlich getroffen wird der Übriggebliebene  
und verzweifelt im Hass zu sich selbst.  
Ich esse, und ich denke an Dein Essen.  
Ich trinke und spüre Dein Trinken.  
Ich lese, und meine Augen  
lungern um Dich herum.  
Ich schreibe, und ich sehe Dich vor mir.  
Ich gehe durch Deinen Raum,  
Du bist nicht da.  
Ich gehe in den Baderaum,  
und nichts von Dir ist da.  
Ich erwache am Morgen,  
und ich weiß, Du rumorst nicht nebenan.

Ich kann nicht drüberkommen,  
ich kann es nicht hinnehmen  
und kann es auch nicht blöde loslassen.  
Ich kann gar nichts mehr.  
Böse bin ich auf das Schicksal,  
hasse die Natur,  
beleidige die Ordnung,  
hasse die Welt.  
Und es nützt alles nichts.  
Und wirr bin ich im Kopf,  
zerrissen im Herzen.  
Und es nützt alles nichts.  
Wie bin ich gefallen  
vom Gipfel des Glückskindes  
in die Schluchten aller Unglücklichen.

Wie sollte ich vergessen,  
wie sollte ich nicht verzagen?  
Wie sollte ich nicht hoffnungslos sein?  
Wie anders als ungläubig  
in diesem Haus,  
das an allen Ecken, an Herd und Spüle,  
Töpfen, Bechern, Tellern, Musikapparaten,  
Matten und Matratzen,  
Kissen, Tischen und Stühlen  
nur auf Dich weist,  
nur Dich als fehlend mir erzählt,  
laut knirschend,  
brüllend vor Stille.

Überall fehlt er,  
nirgendwo ist er.  
Überall ist sein Schatten,  
bei den Töpfen und Tellern,  
Bei der Wäsche,  
den Reisepapieren,  
bei den Musiken,  
überall fehlt er,  
überall ist er.  
Ich kann es nicht fassen.  
Mich kann es nicht beruhigen,  
be-frieden.

Vertreiben konntest Du  
den argbösen Feind Tod nicht,  
Widerstand leisten auch nicht,  
davonlaufen auch nicht.  
Jeder Kampf aussichtslos.  
Gestehe und klage:  
Der Tod unbezwingbar!  
Schwermut erfasst mich,  
während Du, oh Sohn  
noch Mut und Liebe zeigst  
und Dich freust über alle  
hilflosen Hilfen  
und stotternde Sätze.

Was ist das für eine Hilflosigkeit:  
Einer brachte Johanniskraut mit,  
die andere ein Bild,  
die andere Mistel,  
oh, welche Hilflosigkeit im Gutsein.  
Welche Ohnmacht im Liebesdienst.  
Der ein brachte Briefe,  
die andere Leckerbissen  
und Blumen, Blumen,  
einen Rosenstock, einen Rosenstrauß,  
einen Ventilator, ein Handtuch,  
ein Gedicht, ein Getränk,  
einen Gedanken der andere,  
oh welche hilflose Hilfe  
bei allen.

Mein Himmel zerbrach  
da Du eintratest vor mir –  
warum?  
Oh Sohn warum?  
Oh Sohn wieso?  
Oh Sohn  
ohne Sinn,  
solch Elend.  
Schwer bin ich ohne Glück.  
Du lerntest schweben,  
fliegen, getragen sein,  
ich stürzte ab,  
ich brach auseinander.

Immer ist die Telefonleitung frei,  
ich hätte sie gern durch Dich immer besetzt.  
Immer ist die Küche frei.  
Ich wollte, ich dürfte nicht hineingehen,  
da Du etwas kochst.  
Immer ist meine Zimmertür offen,  
ich wollte, Du sagtest,  
bitte mach doch zu,  
Du räucherst zu stark.  
Nie mehr läuft der Fernseher,  
weil Du müde und erschöpft bist  
und ich höre Musik so laut.  
Ach, würdest Du mich bitten:  
mach doch leiser.

Mich gähnt die Leere an  
und spricht  
und erzählt zu viel.  
Er fehlt und ist überall versteckt.  
Er ruft nicht zum Essen.  
Er lädt nicht zum Trinken.  
Er ruft nicht.  
Ich sitze, liege, stehe leer,  
verzweifelt herum.  
Und alles schreit mich  
in der Leere an  
und brüllt die Ohren mir voll  
von Abwesenheit.

Oh Du, der Du starbst,  
gabst Frieden mir,  
gabst Liebe still und leis.  
Oh Sohn, Du warst der,  
der den Verzweifelten ermutigte.  
Du warst der Stifter  
des Liebesfriedens.  
Du Sohn warst so gut  
zu uns allen.  
Dich bitte ich,  
Jesus – Matthias,  
Sohn,  
Bruder:  
Bitte für uns.  
Bitte für uns!

Du gabst mir Zeit zur Wehklage.  
Du ließest mich die Worte der Verzweiflung  
in den Klage-Abschied verwandeln.  
Du gabst den Frieden mir,  
oh Sohn, der Du den Vater  
aus dem Dunkel hobst.  
Oh Sohn, der Du mich lehrtest,  
hinüber zu gehen  
und die Stille, das leise,  
behutsame Schweigen und mehr.

Du warst es zufrieden,  
dass ich die Schwere  
der Verzweiflung,  
des Haders trug.  
Ich wollte nur,  
dass du auf diesen Weg  
ohne dies harte Gepäck gingest.  
Ich liebte Dich aus der Dunkelheit,  
Du wurdest immer lichter.  
In jedem Gespräch sagtest Du,  
wie sehr Du mich liebtest und uns alle.  
Die zitternd dünne Stimme  
hör ich von Liebe sprechen.

Ich küsste Dich so viel, so lang,  
so innig nicht seit Deiner Kindheit.  
Dein immer heller - trotz Gift und Wunden -  
schöner Körper lud mich ein,  
schon als der Atem floh,  
und Lebensodem sich entfernte,  
küsste ich Dich innig ohne Sehen,  
ertastete ich Härchen und Haut,  
als Dein Körper der Mittagshitze  
eine Kühle entsandte,  
eine Kühle, eine süße schöne Kühle,  
nicht lieblos, nicht seelenlos,  
nicht geistlos -  
nein gegenwärtig warst Du im Tode.

Es ist ein großer Unterschied  
jetzt wirklich jetzt zwischen Dir und mir:  
Du in dem liebesfreudigen Frieden,  
gelassen, unmerklich  
auf die letzte Reise gegangen -  
ich: zerrissen, verzweifelt,  
blöd häng ich noch in den Seelen  
und vermisse Kräfte und Segen.

Ach, Du gabst mir Zeit zum Abschied  
zwei Stunden, fast drei,  
gabst mir Worte, gabst mir Tränen,  
gabst mir erlösende Sprache.  
Ich wiederholte und band Dich mir ein  
in Laute, Singsang, Worte,  
ach und Erinnerungen und Klagen  
des Wehs und der Verzweiflung,  
die überging in Deinen Frieden.

Ich sitze in Deiner Küche  
jetzt - nach zwölf Stunden,  
nachdem Du uns zeigtest,  
wie man die Reise antritt.  
Begleitet und doch allein,  
geliebt und einsam,  
ohne Wollen, ohne Lenkung  
und Bestimmung,  
ausgesetzt -  
und wie Du bis zuletzt sagtest:  
getragen, getragen vom Wunder Liebe.  
Oh Sohn, Jesus - Matthias,  
rief ich Dich an, rief ich um Hilfe und Trost,  
und Du gabst tot noch Segen.

Wie ist die Küche leer,  
wie ist Deine Abwesenheit  
für uns so schwer.  
In Deinem kleinen Zimmer,  
auf dem Balkon bei den Pflanzen,  
im großen Raum bei den großen,  
gehegten Liebeszeichen  
und in der Küche  
bei all Deinen Kochkunst-Werkzeugen,  
bei all den Resten,  
die jetzt nicht mehr verwandt werden,  
bei den Tellern, bei Deinem gehüteten Besteck,  
bei der behutsam gepflegten Keramik,  
am Tisch, der oft so viele Menschen fand  
trotz der Enge des kleinen Raums.

Und die Blumen, Deine Lieblinge,  
Deine zarte Obhut für sie  
und all das, was nun beharrlich herumsteht:  
Figuren, Bilder, Keramiken,  
Bücher, Gedichte  
und alles, was Du stets behütet hast  
vor Beschmutzung  
und in Pflege nahmt überall.  
Alle Pflanzen und Dinge gediehen Dir.  
Wie oft sagten wir,  
du hättest ein Händchen dafür,  
und Du freutest Dich über alles,  
was Du zum Leben erwecktest.

Den Ernst der Lage, in der Du, geliebter Sohn  
Dich befandest, merkte ich erst,  
als Du die Fühler deiner Seele,  
die Interessen deines Geistes neu ordnetest.  
Die Bundesliga fiel aus dem Kreis der Beachtung,  
Die Formel 1 wurde Nebensache,  
Weltmeisterschaften zerbröckelten zu Sand.  
Kriege, Unfrieden wurden vergänglich,  
Stürme, Hitze und Brände unwichtig.  
Anker der Seele warfst Du aus,  
bis in die tiefste See reichten sie,  
und in äußerster Konzentration  
bargst Du den Schatz deines Liebesfriedens,  
sonst nichts.

Und wie oft Du meine Begleiter warst  
in Reisen, wie zart,  
achtsam und behutsam Du warst,  
damals schon in Santorin  
erschienst Du mir wie ein Engel,  
und ich schrieb es Dir,  
und wir waren verbunden.  
Und dann die Begleitung,  
bis ich nicht mehr reiste,  
des Herzens wegen,  
gabst Du mir immer das Gefühl,  
doch weit, tief, glücklich zu reisen.

Und wie aufmerksam  
und ganz liebevoll genau,  
ja reinlich schön  
und in der Arbeit versunken,  
organisiertest Du, jede Selbsterfahrung  
reisend ermöglichend.  
Du warst Planer, Organisator,  
Tonmeister, Musikanbieter,  
Koch und Küchenmeister  
sorgsam, immer aufmerksam  
und so freundlich.

Meine Achtung vor Dir  
und die Freude an Dir stiegen immer mehr.  
Du warst sensibler und achtsamer,  
liebvoller zu allen (als ich),  
und ich erfreute mich bewundernd an Dir.  
Du kamst in Dein Eigenwesen  
bei dieser Aufgabe.  
Du wurdest authentisch in den Reisen.  
Du liebtest reisend.  
Du liebtest den Weg.  
Du wurdest schöner und schöner.

Und immer wieder  
sehe ich Stunde für Stunde,  
was übrig blieb,  
was Du erspartest,  
auch hier unsere geschenkten  
Champagner, unsere Gewürze,  
unsere Zutaten  
und unser ganzer Haushalt  
lechzt jetzt nach Dir.  
Bitte erfülle ihn weiter.  
Bitte ermahne mich  
der Ordnung und Reinlichkeit wegen weiter.  
Ich höre auf Dich.  
Ich weiß, was Du meinst.

Wenn wir uns trafen -  
es war ja eine so lockere Wohngemeinschaft -  
wenn wir uns trafen  
und wir unser Leben beleuchteten  
und uns unsere süßen Geheimnisse erzählten  
knapp und freudvoll,  
hast Du jedes Mal für uns so gerne gekocht,  
und immer schmeckte es. Und du warst so froh,  
war noch Besuch da, dem es auch schmeckte.  
Wir aßen gerne.  
Wir tranken gerne dazu den Feist-Sekt  
und einen Grappa und Calvados.

Genau ein Uhr  
wurde es klar,  
ward mir klar:  
ohne Atem  
lagst Du im Bett,  
genau so wie zuvor,  
genau so wie kurz vorher,  
genau so ohne Veränderung,  
ohne Verdrehung  
Verkehrung.  
Du lagst wie zuvor,  
und es wurde mir ganz  
langsam nur klar,  
was geschehen war.  
Und ich begann  
das Klagelied  
leise.

Ich stand vor Dir,  
ja ich betete,  
ja ich betete Dich an,  
denn Du warst so schön,  
so still.

Jesus - Matthias sagte ich  
und war glücklich ob des ganzen Rituals.  
Ja dankte Dir viel  
und bat Dich um Fürbitte einfach,  
denn Du brauchtest, wie mir schien,  
das Gebet nicht  
und bat Dich um Deinen Segen,  
den Du auch uns gabst  
denn Du hattest ihn.

Ich danke Dir, dass Du mich  
sechs Wochen verzweifeln ließest  
und mir ließest den schweren Teil des Elends.  
Ich danke Dir, dass Du mir ließest,  
dieses Übel zu tragen  
und sagtest einfach:  
Ja dann brauche ich es nicht zu tragen,  
weder Elend noch Verzweiflung.  
So warst Du in der unruhigen Stille  
für Friedensliebe mit allen,  
mit jedem, den Du aufnehmen konntest,  
frei.

Ich sitze in Deiner Küche,  
mein Sohn und Haushaltsvorstand,  
mein Freund und Mahner,  
mein entschwundener Bruder,  
mein Schatz und Geliebter,  
mein Genosse und Begleiter bis zuletzt.  
Scham und Scheu hatten wir  
und Ehrfurcht und Achtung voreinander,  
auch in der Streitlust und im Streitgespräch  
war es gut und schön.

Noch vorige Nacht  
noch in der Nacht vor dem Morgen  
und Vormittag  
in den Stunden bis Mittag  
waren wir auf dem Weg,  
die Reise vor uns,  
die Trauerwehklage noch nicht begonnenen,  
und Du schlugst die Augen immer wieder auf,  
erschöpft, müde, und schautest,  
schaute mich an und trugst mich  
mit dem Blick ins Weite,  
in die entfalteteten leeren Räume.

Jetzt kann ich nicht mehr,  
jetzt höre ich auf.  
Zwei Stunden Wehklage zu Mittag.  
Zwei Stunden schreibend  
das Elend und den Frieden,  
die Liebe und Verzweiflung.  
Ich werde jetzt aufhören  
und spüre Deinen Atem, den letzten,  
und fühle den Mund  
und die Kühle Deines Körpers,  
den ich immer neu küssen durfte  
und ertaste Dich noch immer.  
Und du führst auch Zwiesprache mit Dir,  
Deinem Körper, Deiner Haut.

Oh Matthias,  
wo bist Du,  
wo warst Du,  
wo regen sich Deine Glieder,  
wo bebt Dein Herz?  
Oh Sohn,  
der gekreuzigt ward,  
der in die Ohnmacht getrieben wurde.  
Oh Mensch,  
der das halbe Jahrhundert unvollendet lässt  
und in die Kelter fiel  
voll des trunkenen Unseins,  
voll des neu verschlüsselten Seins.  
Ein Frevel der Natur  
der Weltordnung geschah an Dir.

Ins Anderssein tratest Du.  
So anders Dein Sein  
seit sechs Wochen.  
Die jähe, blitzartige Veränderung  
blieb uns wie ein Hieb,  
vorgestellt als ein Schlag,  
ein elender Unfall,  
ein Einfall des blöden Schicksals,  
des Zufalls Triumph,  
der nach einem Sinn  
schreit, brüllt.  
Und er freit einen Sinn  
umsonst.  
Es gibt im Leben das ohne Sinn-Seiende.  
Und ich wüte dagegen.

Eine Woche ist es her.  
eine ganze Woche ist es her,  
eine schreckliche Woche,  
eine leere, elende Woche.  
Und ich klage und klage an.  
Und ich bin ungetröstet.  
Einhundertsechzig Stunden  
sind vergangen,  
verlieren sich im Irgendwo.  
Und die Zeit läuft wie immer,  
und das Elend bleibt.

Der Streit um den Tod,  
das Gespräch um das Sterben,  
der Zank um den Himmel,  
um die Brache der Hoffnung,  
um den Sumpf der Vertröstungen,  
um die Glaubensüberlieferung geht weiter –  
nach einem Sterben härter,  
schwerer, verletzender als je.  
Und die Liebe ist hilfloser denn je.

Ungetröstet – konnte ich nicht trösten.  
Ungetröstet schau ich weiter an alle Stellen  
Deiner milden Wirksamkeit  
hier in der Reisestätte,  
hier am Ort, an dem Du  
immer mehr Du selber wurdest  
und so vielen die Freude  
des Selbsterlebens brachtest.  
Oh, dass Du so früh  
reisevollendet warst.  
Oh, dass Du so früh  
dies alles beenden musstest!

Sonnenaufgang am 21. Juni,  
sorglos, genussfroh erlebt.  
Herbstanfang am 23. September –  
nicht erlebt, nicht gelebt.  
Welch Schrecken breitete sich  
in sechs Wochen aus.  
Welch Leben erlahmte,  
welch Dasein wurde einfach leer.  
Der Sommer des Jahres,  
heiß und wasserarm,  
gerüttelt Maß an Gefahren,  
doch anders wurde mir  
der Sommer zum Tod.  
Doch anders säte er Gift  
in die Wunden der Erde,  
so dass ein Leben erlosch.

„Bene dicere“  
und so schreibe ich Gutes von Dir  
doch nicht illusionär und lügenhaft pietätvoll –  
nein – unser Segen wechselseitig  
der galt schon lange zwischen uns.  
Deine Verantwortung wuchs  
mit den Jahren.  
Deine Hilfe erstarkte,  
und ich bekam immer neue Liebe von Dir,  
manchmal bedrängend,  
manchmal liebend herrschend,  
manchmal das Alter  
und die Schwächen hervorhebend –  
doch ich konnte immer dankbar,  
belustigt oft,  
annehmen.

Jetzt in der Nacht  
geht es auf fünf Uhr zu,  
also fünfzehn Stunden danach,  
ist der Vollmond am Himmel  
und etliche Sterne  
grüßen sanft  
uns beide,  
hier und dort  
dort und hier  
vereint,  
einfach so,  
denn die Nacht ist kühl,  
wie ich Deinen Körper  
so spüre und küsse  
immer weiter.

Ich hasse mich,  
weil ich lebe  
und Du gestorben bist.  
Ich hasse mich,  
weil ich atme  
und Du nicht mehr.  
Ich hasse mich,  
da mein Herz schlägt  
und Deines aufgehört hat.  
Ich hasse mich,  
weil ich rieche, spüre, sehe,  
taste, greife und begreife  
und Du nicht mehr.  
Ich hasse alle alten Leute,  
die da mürrisch, keifend und müde leben,  
da Du so jung starbest.  
Ich hasse alle die bösen, habgierigen  
jungen Leute,  
da Du so jung tot bliebst.  
Ich hassen den Rest des Lebens  
nach Deinem Tod.

Kaum ist sein  
Lieblingsdichter Jandl gestorben,  
kaum schrieb seine Freundin das Requiem,  
kaum war alles erfahren und lesbar,  
folgte er nach.  
Die verdammungswürdige  
Vergänglichkeit und Vergeblichkeit  
hat uns am Wickel.  
Es gibt keinen Sinn  
und doch,  
und doch  
ist Leben auf der Erde.

Wann sahst Du die Welt, diese,  
das letzte Mal?  
Wann erfuhst Du die Erde ganz nahe?  
Wann spürtest Du tastend  
das letzte Mal Deine braune Haut?  
Wann war der Spürsinn  
des letzten Kusses?  
Wann brach die Stille aus?  
Wann kam der letzte Gedanke?  
Oh Wann-Geheimnis,  
oh Lebensabschied,  
oh Übertritt oder gar Antritt.

Oh wie ich Dir danke  
für dieses Letzte und Schöne.  
Wie grässlich haderte ich  
und hadere noch,  
doch Du gingst ohne  
Hader noch denkend  
an dies oder das der Liebe  
und der Pflichten Werk.  
Noch in der Nacht mit  
Vorstellungen für diese Welt.  
Dann jedoch warst Du  
zu-frieden, zu-still,  
zu leben  
im Übergang  
auf der Reise,  
wie Du sagtest,  
nach Ithaka.

Der Tod ist so sinnlos  
und in seinem Gefolge  
wird es weiter und weiter sinnlos,  
schamlos sinnlos,  
überall in allen Himmelsrichtungen,  
in Wohnung und Bett,  
Küche und Balkon.  
Die Sinnlosigkeit breitet sich aus  
und nimmt kein Ende.  
Jedes Stück – geliebt oder nicht –  
wird sinnlos.  
Jedes Sammeln, Sich-Freuen,  
Sich-Ergötzen an Schönheit  
wird sinnlos,  
sinnndunkel.

Was war so mächtig  
wie die Vergänglichkeit?  
Was zerschlug Dich im Gift der Zellen?  
Was brachte Dich um?  
Die Genüsse dieser Erde  
nahmen ein Ende.  
Welche Genuss-Seligkeiten  
überlichteten Dich?  
Welche namenlose Dunkelheit  
glückte Dir?  
Welches Geheimnis teiltest  
Du mir nicht mit?  
Sonst sagten wir uns manche  
Geheimnisse des Lebens,  
doch diesmal bliebst Du Geheimnis.

Ach ja,  
es war eine schöne Abschiedsfeier.  
Ach ja,  
es war eine so harmonische Gedächtnisfeier.  
Ach ja,  
die Besinnungsfeier war so tief und wahr.  
Ach ja,  
die wir Dich ansprachen, Matthias,  
waren allesamt erschüttert,  
und alle, die schweigend in der Stille saßen,  
gedachten Deiner erschüttert.

Ja das wär's,  
das Leben muss ja weitergehen,  
die Arbeit und der Alltag müssen ja weitergehen  
und all die Scheiße.

Und was stirbt noch,  
was geht noch zu Ende?  
ist die Frage der Davongekommenen,  
man nennt sie die „Hinterbliebenen“ .  
Und was nimmt ein Tod noch mit?  
Ist es die Liebe,  
ist es Hoffnung,  
ist es Toleranz?  
Jetzt kommt das nackte Sinnentblöße  
zum Vorschein,  
zum Prüftest der Liebe.  
Auch das ist des Todes,  
der Sinn,  
der Liebe,  
die Bedeutung  
der Gemeinschaft,  
das Licht des Daseins.

Ich bin der Hoffnung, der Tröstungen,  
der gutgemeinten Redewendungen satt.  
Ich bin es satt,  
mit all den Illusionen  
gefüttert zu werden.  
Ich bin die teuflischen,  
religiösen Tiefschürfungen satt.  
Ich bin satt die säuerlichen Überredungen  
und satten Überlieferungen.  
Ich bin es satt  
und werfe den Ballast  
ohne Leben  
weg,  
da Du von mir  
genommen bist.

Ich hasse das Leben,  
da es so sterblich ist.  
Ich hasse dies Sein,  
da es so vergänglich ist.  
Ich hasse die Ewigkeit,  
wenn sie nicht zeitlich ist.  
Ich hasse die Unsterblichkeit,  
wenn sie nicht im Augenblick geschieht.  
Ich hasse den Himmel,  
wenn er nicht auf der Erde ist.

Steine habe ich für Dich gesammelt,  
Muscheln, Korallen,  
Versteinerungen.  
Gedichte habe ich für Dich gesammelt,  
gute Bücher, Bilder um Bilder  
schenkte ich Dir.  
Keramikbecher, -teller, -vasen  
und -kelche habe ich gesammelt für Dich.  
Und  
nun  
gingst  
Du  
ohne  
all  
dies  
davon.

Das Beschämende und Bedrückende ist,  
dass das sogenannte Leben weitergeht.  
Das Mitleidlose und Hoffnungslose ist,  
dass ich, der Überlebende, esse und trinke,  
laufe, kaufe, schaue  
und so das Leben weiter in Gang halte.  
Ich bin trostlos, dass ich lebe  
und Du gestorben bist.  
Welch Hohn,  
dass ich  
weiterlebe.

Wo blieben Canetti, Gustafsson und Jandl?  
Ja, wo blieben sie?  
Wo waren nun Cage, Ligeti  
und all die Gesänge?  
In Dir blieben sie alle.  
In Dir schütztest Du sie vor dem Vergehen.  
Du trugst sie in Dir bis zuletzt,  
seiend, nicht wissend,  
beseelend, nicht gedanklich.  
Bildhaft erglänzten sie im Schein Deiner Augen  
bis zuletzt.  
Und Tàpies und Beuyes  
und Brechts unwürdige Greisin  
und sonst noch viel,  
was Dir Freude war  
und Weisheit.

Keine Fragen, keine Fragen,  
keine Antwort, keine Sprache,  
wortlos, sinnlos läuft die Zeit des Elends.  
Das Übel ist erschienen im Leben  
und herrscht  
und herrscht  
über Himmel und Erde.  
Und die Illusionen,  
Versprechungen  
und Vertröstungen  
trauen sich nicht mehr zu,  
das Dasein zu beherrschen  
angesichts des Todes.  
Ja, da bleibt nur dieser arg unklare Spruch:  
Matthias, bitte für uns  
und für alle,  
die mit Dir in dieser Woche sterben  
auf dieser elenden Erde.

Ein jeder Schritt trifft auf etwas,  
was ihm angehört,  
was ihm nützte,  
die kleine zweite Schere zum Beispiel,  
ach, ganz im Weh die Zahnpasta Aronal,  
die er bevorzugte,  
die morgendliche Ordnung  
auf seinem Schreibtisch  
und all die Musiken, die er als Tonmeister  
der Selbsterfahrung dirigierte,  
ins Ohr uns brachte  
zum Traum der Wirklichkeit,  
und die Hemden, die Slips, die Hosen,  
alles ruft verdammt verfluchtes Weh.

Und um mich herum  
Schwerkrankenleid,  
Schwerkrankenschmerz.  
Ich kann es kaum mehr annehmen.  
Bedrängnis verzweifelt hart,  
Liebe zu wenig,  
Mitleid erschöpft.  
Ich muss das kleine Stück Elend der Nähe tragen,  
das Elend, dieses Ausgesetztsein ins Sinnlose,  
ausgeliefert dem Zufall der Sterbenskrankheit.  
Ach es nimmt kein Ende.

Man fällte meine Lieblingsbirke  
und zerschlug dann meinen Liebling.  
Man nahm mir den Baum,  
dann den Sinn.  
Man brachte diese Natur um  
und dann den Sohn.  
Ich fand die Birke nicht mehr  
und sah den Sohn liegen  
im Meer der Schwäche,  
wie er hoffte, glaubte, wie er leise kämpfte,  
wie er auf Wunderwellen sich getragen fühlte,  
wie er lechzte in der Verwandlung  
nach einer Obhut des Lebens.

Zu schwach für eine Untersuchung,  
für einen Eingriff,  
so schwach ein starker Mann,  
so seiner Nerven, Muskeln  
und Sehnen nicht mächtig.  
Verkehrung aller Natur,  
Verkehrung aller Wachstumsordnung.  
Welch eine Beklemmung  
für den Nebenanstehenden.  
Welch Gefühlsstau des Mit-leidenden.  
Eine ausgebreitete Ohnmacht,  
eine Wüste mit Fata Morgana.  
Das ist eine Wahrheit im bösen Sinne.  
Ich will diese nicht.  
Ich hasse diese Wüstenwahrheit.

Das geöffnete Herz ist wehrlos,  
es ist verwundbar und traurig.  
Bist du offen im Ausdruck nach außen,  
bist du entweder blöd  
oder liebst die Wunde, die blutet.  
Offensein ist kein Abenteuer,  
es ist Siegel der beginnenden Auflösung.  
Das offene wird zum Ozean des Todes.  
Ach, wie weit dringt alles in mich ein,  
das Elend und seine Schwächung  
bis in den Tod.

Ich besaube mich an meiner Grenze.  
Ich bin süchtig auf meine Behinderung,  
weil ich nicht einverstanden bin  
mit dem Ekel des Schicksals,  
mit dem Unfrieden der Weltordnung,  
mit der Gemeinheit der Natur.  
Unwahr sind alle Besänftigungen  
der Märchenreligionen,  
der Mythenharmonien,  
der Götterspeisen,  
der Geistseher.  
Ich werfe ihnen vor  
und verzeihe ihnen nicht  
ihre Hilflosigkeit, Ohnmacht,  
Unfähigkeit, wirklich zu ändern.

Ich kann nichts mehr sehen  
ohne den dunklen, bösen Hintergrund.  
Ich kann auch nichts Gutes mehr wahrnehmen  
ohne diese Schatten.  
Blicke ich in die Augen, auf die Arme,  
auf die verkrümmte Liegeart,  
auf die Haare und den verhärteten Bauch -  
ich kann es nicht, ich will es nicht,  
ich will es nicht,  
ich vertreibe keine Schatten, kein Dunkel.  
Oh, dieses Abnehmen von Kraft,  
dieser Mut im abgründigen Tal,  
diese Seinschwäche und Seelenstärke,  
wie sehr, wie sehr wacht  
im Abgrund der Gegensätze  
der Funke Leben noch.  
Es schmerzen mich Hoffnung und Glaube,  
ich liebe schmerzhaft,  
ich kann der Welten Ordnung,  
des Himmels Machtspruch  
nicht verstehen.

In der Niederlage findest Du Dich wieder,  
in der Ohnmacht erwacht mein Trotz  
und besiegt wacht der Wahn auf,  
im Unglück zerschellt meine Identität.  
Wenn das Glückskind scheitert, breche ich.  
Wenn ein Glückskind ins Unglück fällt,  
fluche ich meinem Glücksgott.  
Ich hasse das Schicksal.  
Ich hasse die verkehrte, böse Ordnung.  
Ich hasse den allmählichen Tod.

Nicht durch meine Seele werde ich krank.  
Nicht durch mein Herz wird die Macht Schmerz.  
Nicht mein Nein schafft meine Ohnmacht.  
Nicht mein Ja schafft mich heil.  
Nicht mein Suchen macht mich süchtig  
nach dem Sehnen.  
Die Ordnung der Natur tötet mich.  
Das Wachsen, Vergiftungen  
und Verkrampfungen der Gesellschaft,  
das Versprechen an der Sprache der Kälte  
macht mich verfallen,  
dieses und also der böse Gott tötet mich.

Den Part der Verzweiflung –  
Wer übernimmt den?  
Ich muss ihn übernehmen,  
besonders der Nächste also.  
Ich übernehme, verzweifelt zu sein,  
und halte sie damit vom Kranken weg.  
Einer muss doch die Verzweiflung  
des Harms und Wahns übernehmen.  
Ich bin dazu eingefordert.  
Ich habe mich nicht gedrängt.  
Ich floh nicht  
und stolperte nicht in den Glauben,  
der unangefochten erstarren lässt.  
Ich floh nicht  
und hatte weder Bergung  
noch Zuversicht in der Hoffnung.  
Erschüttert blieb mir die Verzweiflung.  
Das ist nicht sehr aufbauend.  
Oh, das ist nicht allzu positiv.  
Doch einer muss  
die angesammelte Verzweiflung  
des Elends der Welt übernehmen.

Wohin ich sehe, ich bemerke ihn,  
wohin ich auch blicke, unscharf,  
ich merke ihn.

Ich sehe einen Becher,  
es ist seiner.

Ich sehe einen dünnen Teller,  
er liebte ihn.

Ich schaue auf eine Vase,  
er achtete sie.

Ich stelle eine Kanne hin,  
ich weine.

Ich schaue auf den Herd,  
er kochte so gut darauf.

Ich erblicke die Blumen,  
er liebte sie.

Ich gieße den Bambus.  
Es ist immer noch seiner.

Ist er befreit, ist eine  
Bekämpfung gewonnen?  
Ist es schon so weit, wie weit, wann?  
Elend verlaufen Stunden  
in all ihrer Ungewissheit,  
unmerkliche Gefährdungen,  
merkbare Übel.  
Wohin langt der Kopf?  
Wo gewinnt ein Sieger?  
Wer ist denn Sieger?  
Wer ist den Anfängen nah?  
Wo bleibt der Rest?  
Wie heißt Du jetzt?  
Mir ist vor Schwindel  
die matte, elende  
Vergeblichkeit bewusst.  
Ich bin zertrümmert in der Seele.

Gebrochene Stimme am Telefon,  
gebrochene Bewegung,  
brechende Haltung  
bruchfest nicht mehr,  
zusammengebrochen  
das Übel, das Elend,  
die tödlichen Ansprünge.  
Die wahnwitzigen Tode brechen,  
brechen ein ins zartschwache Dasein.  
Ich hasse, ich wüte,  
ich zürne dagegen an  
und fühle mich unnütz und unterlegen.  
Sterben am eigenen Bruch  
ist dem Herzen gut,  
doch ohnmächtig sehen  
das Elend des Gebrochenen  
all der Brüche.  
Ich hab das alles satt.

Mehr fluchen, vermaledeien, schimpfen,  
wüten, rasen kann ich nicht.  
Es schwächt mein Denken und Reden.  
Meine Konzentration mag ich nicht verlieren.  
Ach, was gäbe ich für die Umkehr der Lage,  
für die Umkehr des Verkehrten  
im Weltenlebenslauf,  
in der Weltenordnung  
des untergehenden Sterns.  
Ich lache neurotisch,  
lache idiotisch,  
streue mehr Salz auf die Wunde,  
mehr Sand in die Augen,  
mehr Säure hinein.

Ich schöpfe weder Mut  
noch Hoffnung.  
Ich trinke Verzweiflung,  
ich hungere nach Gerechtigkeit und Gnade,  
ich fresse in mich den Unfrieden aller Welt,  
die Wahngewohnheiten der Menschheit.  
Ich kaue am sinnfernen Nichts.  
Ich ersaue im morastigen Meer.  
Es ist die Nacht, es ist die Nacht  
der sinnfremden Liebe.  
Es ist die Nacht auf der Kante des Bettes,  
in Atemqual und schlaflosem Angsttaumel.  
Es ist die Nacht der einfachen Berührung,  
Hand in Hand,  
verzagt und arm.

Welch Kälte,  
welch eine Schwelle,  
weit und breit kein Trost, kein Mut.  
Mein Mund trocknet mit meinem Herzen aus.  
Welch blöde, selbstgemachte Kälte,  
Menschenwelt erschreckend,  
fern von zarter Liebe.  
Welch Kälte im Weltenraum,  
welch Kälte, gefühllos geduldig,  
welch kalte Gelassenheit,  
welch kalte Höflichkeit,  
kalte Regeln, kalte Ordnung,  
sogar der Friede, die Liebe – kalt.  
Die Kälte breitet sich aus,  
der Tod braucht sie,  
dann geht seine Ernte leichter,  
sein wichtigster Vorbote: Kälte der Herzen,  
dann Kälte der Seelen und Körper.

Ich kann es nicht lassen,  
nach vier Wochen schreib ich das Elend.  
Ich darf es nicht lassen,  
nach vier Wochen schreib ich das Weh.  
Ich werde es nicht lassen,  
nach vier Wochen zu schreien  
die Wutliebe.  
Ich soll es nicht lassen,  
die Sprache, so nackt  
und blöd und schwach,  
ich sage die Wehklage,  
und Trauerhader,  
die Verwerfungen des Todes,  
die Verdrehungen der Hoffnung.  
Heute Nacht, im Angesicht der Qualen,  
der Mühen und Schmerzen,  
der Zermürbungen eines Körpers,  
heute in nächtlicher Stunde  
starb ich vorbei an jeglichem Sinn  
und konnte nicht singen.

Der Tod, dieser Bösewicht,  
der Tod allein ist der Umwerter  
aller Werte und Sinne.  
Ein Verdreher der Würde,  
ein Überfluter des Herzens,  
der Tod macht uns kirre.  
Und der schöne Leib,  
und der glanzvolle Blick,  
die verliebten Ohren,  
Nasen und Münder  
sind eingetrocknet und müde.  
Des Todes Helfer, der Schmerz,  
die Erlahmung und Schwäche  
beuteln den Menschen ins Nichts.

Von Übel sind die Vorboten des Todes,  
sie erscheinen und zerfasern Muskeln.  
Der stolze Odem stockt,  
jeder Atemzug erschlägt.  
Vom Bösen gesetzt ist ein Ende.  
Vom Schlechten ist  
des Todes heimtückische Vorarbeit.  
Was bleibt dem Menschen  
als Ohnmacht  
und eine sanfte Seele  
und eine kleine, armselige Wut,  
und eine irrsinnige Gier  
und eine verzagte,  
stolze, kleinmütige  
Kraft.

Zerstört  
haben sie ihn in seiner Fülle  
des Lebens,  
zermürbt seinen frohen Leib,  
zerschlagen seine Glieder,  
zerrissen den Glanz seiner Augen,  
wehe,  
wehe,  
wehe,  
die Vorboten des Todes,  
diese Abgesandten der letzten Gewalt,  
haben ihn kleinbekommen,  
arm und ohne Stolz,  
zerfasert sind die Kräfte,  
zerfetzt der wundersame Atem.  
Jede Bewegung Mühsal,  
Schwäche verzagt,  
der große ohnmächtige Widerstand  
geht weiter,  
versiegt.

Wer wagt es, den Tod zu verherrlichen?  
Wer wagt,  
den Tod für Werte zu gebrauchen?  
Er ist nichts wert,  
gar nichts wert.  
Des Menschen Widerstand ist seine Würde.  
Der Tod nimmt ihm seine stolze Würde,  
er entreißt ihm Natur  
und natürliche Sinne.  
Klein wird der Mensch,  
zermürbt,  
zerhackt,  
zerschlagen  
von all den Vorboten,  
den maulwurfähnlichen,  
versteckten Gesandten des Todes.

War es Fülle,  
war es gut so,  
war es vollendet,  
war es alltäglich,  
war es gesegnet?  
Ein Leben, das sich selber  
unverträglich beendet.  
Ein Leben des Glückens,  
des Unglückens,  
voll unermesslicher Freude,  
vermischt mit dem Trank der Ängste,  
der Engungen,  
des schwermütigen Lachens.  
Er liebte, aß, trank, genoss  
und arbeitete, dachte und lernte,  
liebte, lachte  
und machte Schritte des einfachen Lebens.  
War es Fülle, Frage, Sein?  
War es Singsang, Wahn, Poesie?  
Es war. Es ist.  
Es wird eine Weile sein.

Das Leere gähnt mich an.  
Leer ist sein Zimmer,  
leer die Wohnung,  
leer mein Herz.  
Dumpfes Schweigen leert sich aus.  
Warten, Dulden, Verelenden  
machen alles sinnenleer.  
Nur blöde Gedanken,  
schwere Bilder sinnloser Art.  
Leere Verlassenheit,  
Würmer fressen sich ins Gehirn,  
Wahnbilder werden real.  
Wie soll die Leere sich halten?  
Was ist,  
wenn alles der Vergangenheit angehört  
von nun an?  
Was ist,  
wenn er nicht heimkehrt  
in seine Heimstatt, Wohnstatt,  
Daseinsnische, klein und sicher?  
Elend hat sich entleert.

Wie leicht wir uns beruhigen lassen,  
tödliche Nöte, Ängste, Wahn,  
dazu ein helles Zimmer,  
Fenster ins Grün,  
dazu gehörige Ausstattung  
für Sicherheit und Bequemlichkeit.  
Schon ist alles, alles besser,  
schon ist der Atem freier,  
die Schmerzen nicht vordringlich,  
die Ängste gedämpft.  
Und dann die weißen Götter,  
schon, schon eine Aussicht,  
schon eine Heilgebärde,  
Erklärungen des Vorgehens  
sind so ehrlich wie die  
ernste, dunkle Diagnose,  
also verlässlich,  
also hoffender,  
also das Aufatmen.

Unfasslich ist die Lage,  
unfasslich die Situation,  
unfasslich überhaupt,  
ganz und gar unfassbar.  
Ich lebe im Unverständnis,  
in der Verwirrtheit der Sinne,  
horche im Leeren,  
sehe ins Leere,  
rieche ins Leere,  
taste ins Leere,  
spreche ins Entleerte,  
rufe ins Leere,  
auf und davon geflogen,  
Seele, Kind, Vater und Sohn,  
Freund und Gefährte,  
auf und davon entwichen.

Wo bleibt des Morgens  
erlösende Kraft,  
gelöst aus der dumpflastenden Nacht?  
Leise, nur langsam wandelt  
sie den Gequälten hervor  
ohne Sonne und Zephir,  
ohne genügende Kraft.  
Es ist ein Vorbehalt in allem,  
was den Gequälten umgibt.  
Eine ferne unerlösende Macht  
in der ganzen kleinen und großen Welt.  
Das Morgenjauchzen,  
das Morgenlob verstummt,  
sackt innerlich tief in die Tiefen der Seele.  
Der Tag beginnt ohne erquickenden Anfang,  
ohne Gelüst der Liebe, ohne Sonnengesang.  
Wo bleibt der Frohmut gesunder Tage,  
wo blieb des Lebendigen Glanz?

Vergeblich die Sorgen,  
vergeblich die Gebete,  
vergeblich das Lieben der Vielen,  
vergeblich die Strahlen der Kräfte  
von überall her,  
vergeblich das tiefe Hoffen,  
der Glaube ans Wunder,  
vergeblich Geduld und Dulden,  
Mitgefühl, Mitleid, Gefühle,  
vergeblich der Engsten Teilhabe.  
Die mörderische Geißel,  
die heimtückische Seuche,  
das Gift der Zivilisation schleicht,  
schreitet voran  
und zerbröckelt  
mehr Teile des Körpers,  
mehr Lebensanteile.  
Und der Tod breitet sich aus.

Ich habe gebettelt  
und durfte nicht  
das kleinste Opfer bringen.  
Ich habe gebettelt,  
vorangehen zu dürfen  
ins Nichtsein.  
Ich habe gebettelt,  
dass ein Tausch des Todes  
wie ein Wunder werde.  
Nein. Nichts. Niemand  
gab mit Antwort  
auf mein gerechtes Betteln.  
Das Betteln hat nicht geholfen:  
Es wäre das Wunder geworden,  
ein schönes und wirkliches,  
es wurde nicht gestattet.  
Das Betteln hat nicht gefruchtet.  
Ich bin alt und lebe,  
mein geliebter Sohn jedoch  
bekam keine Frist.

Oh, wie wird der Mensch  
klein und bescheiden  
angesichts der Macht des Todes.  
Und er fühlt sich ohnmächtig und schwach  
und bald auch entwürdigt,  
entehrt, entblößt  
von diesem Meister Tod.  
Und den Kampf nimmt er auf  
wider die Entwürdigung,  
Entehrung und Schamlosigkeit.  
Das ist der Sinn eines Sterbens,  
die Würde wider den Tod zu bewahren,  
die Souveränität zu vermehren  
und keinen Verlust an Authentizität  
zu erleiden.

Ich will nicht sein  
schwer  
und unehrlich  
und getröstet,  
verlogen  
in ungläubiger Hoffnung,  
will nicht erlöst sein  
und elendig gesichert.  
Ich will des Todes mich nicht schämen,  
doch ihn auch nicht mit Sinn belegen  
und rechtfertigen.  
Ich will Schicksal und Weltlauf,  
Ordnung und Gott  
nicht annehmen,  
mich nicht mit ihnen vereinen.  
Ich will ehrlich mich selber  
elend, trüb und  
fließend in ein Delta leben  
und nichts sonst,  
nichts.

Vertragen kann ich weder  
Trost noch Teilnahme,  
weder Hoffnung noch Illusion,  
weder Glaube noch Sinn.  
Ich verharre im Zweifel,  
in der Verzweiflung,  
in der Verweigerung  
der Gnade und des Segens.  
Ich bin zerrissen im Schmerz.  
Mein Herz will nicht aufhören.  
Und ich würde am liebsten  
aufhören  
zu sein.

Frieden mit dem Tod?

Nein.

Zärtliches Umgehen mit dem Sterben?

Nein.

Anerkennen der Welten Lauf?

Nein.

Sich unterwerfen dem Töten?

Nein.

Ansehen die Qual?

Nein.

Erfahren die Entwürdigung  
durch das Ende?

Nein.

Schmerz und Leid nackt bejahen?

Nein.

Schwäche freudlos, angstvoll bejahen?

Nein.

Oh Mensch, dein Nein

ist Nein zum entwürdigenden Tod.

Oh geliebter Sohn.  
Oh geplagter Sohn,  
nachtsmahnenverbissen,  
alptraubesetzt,  
sumpfdotterblumenverletzt.  
Oh, was ist aus Dir geworden?  
Deine Kräfte,  
Deine Seelenstärke,  
Deine Talente, Dein Mut  
verkommen vor unseren Augen.  
Und wenn es hoch kommt,  
baut sich die Würde einer Ohnmacht auf,  
einer Wüstenei,  
einer erschreckenden Trockenheit.  
Deine Würde lässt Du  
nicht vernichten bis in den Tod,  
doch Dein Lebensfaden zerreißt,  
und Leben ist die Würde des Seins.

Wie warst Du  
vor Tagen noch  
des liebenden Augenglanzes voll,  
wie warst Du beweglich  
im Genuss der Glieder.  
Vor Tagen noch begehrtest Du mehr,  
gewannest Du Stille zur Zartheit der Kraft.  
Vor Tagen warst Du in  
der Fülle des Seins Zeichen noch.  
Geknickt wurdest Du über Nacht.  
Aus der Dunkelheit kehrtest Du  
zermürbt in den Tag.  
Schwere legte sich auf Dich,  
das Natürliche wurde verkehrt,  
die Kraft verkam,  
dein Schiff lief aufs Riff,  
es ward ein Wrack.

Um das Leben leichter zu vergessen,  
leiden wir Schmerzen,  
quälen uns durch des Elends enge Räume.  
Um das Leben nicht zu vergessen,  
sehen wir Unbill,  
die Folter der Krankheit  
und sind panisch geängstigt.  
Ich will es sehen  
und kann es nicht verstehen.  
Wahllos tritt an uns heran  
der Meister allen Lebens,  
wahllos nimmt er unser Liebstes,  
wahllos fällt uns der eigene Tod zu.  
Um das Leben zu lieben,  
sterben wir manche Tode.  
Am letzten jedoch stirbt auch die Liebe.

Es ist leicht zu leben,  
solange man lebt.  
Es ist nicht schwer zu lieben,  
solange man liebt.  
Es ist nicht schwer zu schreiten,  
solange ich gehe.  
Wenn das Übel uns zufällt,  
wenn das Elend uns ereilt,  
wenn fern oder schon nah  
der Meister Tod winkt, näher tritt,  
befiehlt,  
verführt,  
wo bleibt dann der Augen Glanz,  
des Herzens Verliebtheit,  
der Seele Stolz,  
der Sprache Ausdruck?  
Alles zerfällt.

Er ist nicht in ein „Lebenshaus“  
gekommen, wie die Sterbehäuser nun heißen,  
weil die Angst so groß ist,  
das Übel, den Schrecken und den Tod  
bei Namen zu nennen.  
Er ist natürlich gestorben,  
denn das Leben floss  
in immer dünneren Rinnsalen,  
immer dünner der Stoff,  
die Kraft, der Atem,  
der Fluss des Blutes.  
Vor einer Woche geschah es,  
vor ein Uhr mittags  
Ich konnte es nicht glauben,  
ich fand keine Hilfe,  
ich starb mit.

Sehr unterschiedlich sind die Herzen  
des Sterbenden und der Hinterbliebenen.  
Den Sterbenden Trost  
und den Hinterbliebenen die Untröstlichkeit.  
Wehe den Überlebenden,  
wehe den Liebenden, die blieben.  
Rest des Lebens sind sie,  
werden nach den Strohhalmen  
der Vertröstungen greifen  
und auf das:  
„ach ja, das Leben muss ja weiter gehen“.

Ein Tod kann dem Sterbenden  
Frieden bringen und leisen Trost spenden.  
Der Sterbende darf sich oft von der Liebe  
und des Meeres Wellen getragen fühlen.  
Der Überlebende in der dunkeln Teilhabe,  
auf dem gemeinsamen Weg zurückgelassen,  
untröstlich bleibt er, der Überunglückliche,  
denn er muss leben, weiterleben,  
weil das Leben weitergehen muss,  
wie man so sagt.

Wo ich gehe, stehe, schaue -  
alle Leute grinsen mich an,  
sie schieben sich im Gewühl des shoppings,  
des Flanierens des Konsumenten in Touristenart.  
Und ich sehe mich selber mitten darin leben,  
wie man so sagt,  
unvermeidlich dumm dreist, begierig,  
gelangweilt, unzufrieden, quengelig.  
Es ist einfach tiefe Beleidigung und Schmähung,  
wie das sogenannte Leben so weitergeht.  
Schal, leer und kläglich ist es entwürdigend.

Trauer ist ein Gefühl,  
das doch und langsam befriedeter leben lässt.  
Melancholie der Untröstlichkeit  
und Unheilbarkeit mündet  
in den dunklen Strom des Vergessens.  
Schwermut der Hoffnungslosigkeit  
verzweifelt nicht nur am Leben,  
sondern auch an der Liebe.  
So schwindet die Kraft der Seele,  
und die Spannkraft des Leibes  
in der großen Wehklage.

Auch die kleinste Heimstatt  
nimmt er,  
auch das einfachste Zimmer,  
nimmt er einem.  
Die Bilder, die Statuetten,  
die kleinen Zeichen,  
Werkstücke zerbrechen,  
zerfallen vor den Augen.  
Am Bettrand bedrückt,  
am Husten sich kennend,  
an der Schwäche erinnert,  
alles erschwert, was früher so leicht,  
alles bewusst,  
was früher selbstverständlich.  
Nun aufgenommen  
in die Qualen zarten Umgangs,  
klein gewordener Lebenszeichen  
verkümmerter Gesten,  
Anlehnung an Leben,  
Obhut erheischend,  
Milde erbettelnd.

Jammer und Elend,  
Übelgezeter,  
Wehklagen  
über die Verkehrung des Lebens,  
der Ordnung der Natur  
des wachsenden Allgeistes.  
Ich jammere und klage  
doch mehr noch erfasst eine Wut mich  
und ich führe  
Unfrieden im Sinn,  
und verletzt ist die Stille  
und das Schweigen und Reden,  
denn  
der  
Tod  
setzt  
alles  
ein  
Ende.  
Das ist nicht gut,  
das ist ein Hohn  
aufs Leben.

Seine Vorboten  
sind nicht nur Armut,  
Hunger, Durst und Krankheit,  
auch die Gewalt, der Krieg,  
das wüste Gemeine der Gewalt,  
die gegenseitige Missachtung,  
das wahnwitzige Wegwerfen von Leben.  
Oh Tod,  
du bist der Schrecken der Lebenden -  
bis sie es merken, wandeln sie dreist,  
wenn sie merken, wie herrlich Leben ist,  
ist es meist zu spät.  
Oh Tod,  
Zerrütter alles Lebendigen,  
Verwirrer aller Geister.

Eine lange, lange Kette  
der Entwürdigung des Menschen  
führt ihn zum größten Entwürdiger,  
zum Tod.

Ich will das nicht wahrhaben.

Ich will nicht sehen,  
wie das Elend wächst,  
wie die Schwäche um sich greift,  
wie Armut, Not, Verfolgung nur  
zur Entwürdigung da sind.

Es ist das Böse an der Macht  
durchs Übel.

Ich bin der Unterwerfungen müde,  
ich habe die Vertröstungen satt.  
Ich bin in Hoffnung und Glauben ausgetrocknet.  
Und die Scham wird so tief verletzt,  
und der Stolz wird genommen.  
Und das Gebieten der Kräfte erlischt.  
Und die Notrufe werden gellender,  
und die Einsamkeiten trauriger,  
und die Muskeln versagen.  
Der Ohnmacht Verzagen  
gerät nicht zum Versagen.

Wer glaubt ist ungläubig,  
der Ungläubige glaubt.  
Der Zweifler sucht.  
Der Verzweifelte findet.  
Der Entblößte sucht den Mantel der Liebe.  
Der Nackte nur  
braucht das Kleid der Hoffnung.  
Der Ohnmächtige  
braucht die Kraft des Glaubens.  
Sie gehören zusammen in der Schwachheit,  
und im Elend erscheint nur die Gnade.  
Im Erkennen der Hilflosigkeit  
ist erst Erlösung möglich.  
Das Leben ist kein Übergang.  
Das Leben ist das wahre Leben.  
Die Seligkeit ist der Erde,  
der Glückende ist in der Wahrheit.  
Das Ende ist das Ende.  
Der Tod ist der Tod.  
Du entscheidest nicht Dein Schicksal.  
Du stirbst ohne Wahl.

Umgehen wir den Tod  
mit seinen bösen Vorboten, Gesandten  
mit einer unverdienten Gloriole,  
mit einem illusionsgeladenen Sinn,  
was soll's?  
Er ist Meister: Zufall.  
Er ist Meister: blinde Natur.  
Er ist Vollstrecker der Vergänglichkeit.  
Er ist der Kronjurist der Vergeblichkeit.  
Er ist Beender.  
Er ist Erlediger.  
Anfang, Leben, Erlösung, Himmel  
sind sein Gegenpart.  
Machen wir uns nichts vor,  
er ist der Nicht-Sein Schaffende,  
er ist Kraftauflöser,  
er ist der unwiederbringliche Prozess.  
Dagegen sind unsere  
Liebesglaubensschönheitskräfte ohnmächtig.  
Doch bewirken sie Gegenkräfte.

Oh, dass du den Tod  
als den großen Widersacher  
von Gott, Sinn und Liebe empfinden kannst.  
Er ist der unbarmherzige, ungerechte  
gar böse Feind.  
Wir dürfen ihn angehen  
wir dürfen ihn mit Liebe, mit Schönheit  
und dem Guten bekämpfen.  
Er ist die Gegenmacht zum Leben.  
Und Gott ist die Fülle des Lebens.  
Der Welten Herrscher ist der Tod.  
Hier und da darf ein Mensch ihn  
im Kampf am Ende besänftigen,  
leise stellen,  
ihn als leisen Boten erleben.  
Doch im Ingesamt ist er ein Beender,  
ein ungerechter Vollstrecker.  
Selbst Gott konnte ihn nur schwer bändigen  
und ihm für uns Sinn verleihen.

Oh lass Dein Erbarmen über alle Not kommen.  
Warum solltest du glauben, dich erbarmen  
wenn nicht der Not wegen.  
Verzweifle an dieser und deiner Ohnmacht,  
dann werden Glaube, Liebe, Hoffen erst nötig!  
Das Gute, das Positive ist nur  
des Schlechten, des Übels,  
des Negativen wegen da!  
Nimm zur Kenntnis  
den Jammer und das Weh der Menschen,  
der Tiere, der Erde,  
und dann liebe und erlaube die Erlösung.

Ich hasse jeden,  
der mit dem Tod rechnet.  
Ich hasse jeden,  
der mit seinem Tod rechnet.  
Ich hasse jeden,  
der mit seiner Abwesenheit rechnet,  
plant, organisiert, aufbaut  
ein Leben, eine Tätigkeit, eine Wirksamkeit  
ohne ihn, ohne ihn.  
Elende, die sagen:  
„ach ja, das Leben muss doch weitergehen“  
und weiter sinnlos weitergehen.

Fragen oder Befragtwerden?  
Leben oder Gelebtwerden?  
Was erlaubte ich mir  
vor dem dunklen Tor des Todes?  
Das elende Herz im Martyrium  
des Todes anderer.  
Das Elende der Seele,  
unvermählt mit dem Glück,  
verbunden mit der lieblosen Sinnentleerung  
der Angst vor dem Tod.  
Ich habe keinen Trost,  
will keinen.  
Ich habe keine Hoffnung,  
es gibt keine.  
Ich habe keinen Glauben,  
es gibt ihn nicht.

Verzweiflung  
hält die Stunden aufrecht.  
Das Elend gebiert Monstren,  
Dämonen und Engel.  
Ratlos und einfallslos  
breitet sich die Wüste  
des Trauerwahns aus.  
Ich breche durch alte  
Standorte, Perspektiven,  
und die Erschütterungen  
sind Erdbeben, die ihren  
Mittelpunkt im Herzen haben.  
Ich stelle mich nur Fragen,  
ich bin fraglos fragwürdig  
und am Ende.

Der Tod ist so unachtsam,  
ungerecht, nicht folgerichtig.  
Wahllos wählt er,  
zufällig schlägt er zu,  
wahnwitzig betreibt er  
Einzelmord.  
Was soll es,  
es gibt kein Gesetz,  
kein Kriterium,  
keine Schuld und Sühne,  
kein Lob, keinen Dank,  
kein Verdienst und nichts.  
Er ist des Teufels.  
Er regiert durch  
Böses, Krieg und Krankheit  
und in Hungersnot.

Alles Fraglose führt in die  
Fraglosigkeit des Todes.  
Fraglos tötet, mordet das Böse.  
Fraglos tötet und mordet  
ein übles Geschehen.  
Schicksal, Katastrophe,  
Verhängnis herrschen fraglos,  
bis der Mensch aufsteht  
und widersteht durch Fragen.  
Nur darf es nicht zu spät sein  
und schon dem fraglosen Ende  
zugehen.

Auch die Hitze ist ein Übel,  
auch die Enge, das Bett  
und auch die Instrumente  
sind des Elends Genossen.  
Alles hat sich verschworen  
gegen das Leben.  
Die Hitze, die Luft,  
die Kissen und Decken,  
Besucher, Teilhabende,  
Freunde und Liebende,  
alles wird Teil des Elends  
und ich erst recht auch.

In der gemeinsamen  
Wohnung fehlt alles,  
gewinnt alles dunkle Gestalt  
und schreit um die Abwesenheit,  
brüllt in die Stille  
verlassener Dinge,  
der Becher, das Buch,  
die kleine Figur,  
die Bettleere,  
die Wahnbilder,  
die Traumleere,  
alles verlangt nach  
Anwesenheit,  
die nicht gegeben ist.

Der Kindheit zarte Freuden  
verrät der Tod.  
Der Kindheit süße Träume  
verstößt der Tod.  
Die kleinen Freuden und Gewinne  
zerschellen am Tod.  
Ach, es ist kein Sinn in  
der Zerstörung des Kindseins.  
Ach, es ist Wahnsinn,  
des Kindseins nicht zu achten,  
weil es stirbt.  
Tod, du bist ein arger Feind  
der Märchen und Wunder.

Ein jedes Kindsein  
stirbt in einem Tod.  
Eine jede Kindheit  
verdort im Tod der Erwachsenenheit.  
Kindheit wird so erschreckend sinnlos  
in jedem Tod und Sterben.  
Das Märchen, die Mythe,  
die Poesie unterliegen dem Tod.  
Die Freude stirbt.  
Die Hoffnung im Auge erlischt.  
Warum war eine Kindheit,  
wenn sie doch elend stirbt?

Er liegt auf dem Krankenbett,  
gestützt, gehoben, ein wenig  
mit Sauerstoff versorgt,  
Infusionen, die stärken sollen.  
Er liegt da ohne Spannkraft,  
ohne Innendruck, ohne Außendruck.  
Er liegt da wie Jesus am Kreuz.  
Sein Vater sieht fassungslos zu,  
weshalb, warum dieser Wahnsinn.  
Der Zufallsgott,  
warum nahm er nicht mich  
nach dem vollen Leben  
der acht Jahrzehnte?  
So eine Gemeinheit.  
Ich will ihn sehen,  
ich will die Lider zittern sehen,  
die Augen halb geschlossen,  
nur manchmal der Augen Blick  
noch glanzvoll liebend.  
Ich will ihn bewahren.

Jammer ohne Ende,  
Schwärze ohne Helle,  
Elend, ein ganzes Eiland.  
Und sonst nur Wasser zum Ertrinken.  
Erstickt.  
Oh, dass ich tragen könnte  
für meinen Sohn  
alle Ängste,  
alle Verzweiflung,  
alle Bedrückungen,  
alles Schwere,  
dass er befreiter, bereiter,  
schwebender und  
sich getragen erlebe.

Ich fand so oft  
In Dank und Überraschung,  
ich sei ein Glückskind gewesen  
und nahm es hin und pries das Schicksal.  
Nun brach das Kind, das Glück  
und auch mein Herz.  
Von jähem Schmerz überfallen,  
übermächtigt,  
starb meiner Sinne Glück.  
Ich bin zerrissen und zerschunden  
durch den wilden Hader  
ganz über Nacht,  
ganz überwunden.

Hab ich den wilden  
Kummer schon hervorgebracht,  
weil Hoffnung schwach,  
weil Glaube gering  
und Liebe übermäßig schreckt.  
Ich merk, wie sehr mein Leben  
sich an seines band.  
Ich merk, wie sehr ich sammelte  
und dazugewann  
so manche Dinge –  
keramisch oder lyrisch –  
nur seinetwegen,  
nur zu seinem Sinn.

Nur leeren Sinns  
ist alles in den Räumen.  
Nur Wahn bevölkert  
all die schönen Sachen.  
Nur sinnlos  
bleibt das Auge hängen,  
und krank wird das Herz  
in seiner Abwesenheit.  
Glaube und Hoffnung  
sind in der Verzweiflung  
kaum vernehmbar.  
Und Liebe lähmt die Zeit  
und leert die Räume.

Ich will ihn bewahren,  
vor dem Elend der Verzweiflung,  
der Lebensangst und Todesangst.  
Ich will ihn bewahren  
vor jeder Entwürdigung  
des Anfangs des Endes.  
Ich will ihn bewahren in meiner Seele,  
verzweifelt liebend,  
erhebend qualvoll,  
wahnwitzig gegen ein Ende ankämpfend.  
Ich möchte alles Schwere auf mich nehmen,  
allen Hader, alle Wut, allen Widerstand  
und alle Verzweiflung statt seiner.  
Das ist mein Liebesdienst:  
ich verzweifle, damit er nicht verzweifle.

Ich will Rache  
für dieses entsetzliche Geschehen.  
Ich wüte gegen diese schleichende Tötung.  
Ich hasse diesen Tod.  
Was soll ich tun, was ich lassen kann:  
Nichts!  
Doch möchte ich das Spiel des Verderbens  
von ihm fernhalten  
und sein Inneres nicht in den Strudel  
des Übels und Elends ziehen lassen.  
Er habe Frieden,  
ich nehme den Unfrieden auf mich.  
Er habe Liebe,  
ich nehme den Hass auf mich.  
Er habe Hoffnung,  
ich verzweifle.  
Er habe Getragensein  
auf den Wunderwellen.  
Ich ertrinke in der Flut.

Ach, der die Wörter liebte,  
die Ironie, die Provokation  
und die Paradoxien des Geistes,  
er liegt da in der vertrauten Nichtstärke,  
in der Schwäche des Körpers,  
in der Flut der Gifte,  
in der Stille der Ohnmacht und Schwäche.  
Ach, der so gerne lachte und teilnahm  
an anderen und vielen,  
der so gerne lernte und lehrte,  
was tut er jetzt, er liegt  
und freut sich des geringsten Atems,  
der geringsten Teilnahme,  
jedes Liebeswortes,  
der leisen, vergänglichen Stille.  
Er gewann sich mehr,  
als wir erhoffen durften,  
im Wunder seines Herzens.

Groß ist der Jammer.  
Es ist ein Elend.  
Es ist unfassbar.  
Es ist erschreckend.  
Ich will es nicht aufnehmen,  
nicht kapieren,  
nicht annehmen,  
nicht zulassen.  
Ach, könnte ich mich opfern,  
es wäre leicht,  
könnte ich mich austauschen  
beim Meister Tod,  
statt Deiner, Sohn,  
statt Deines jüngeren Lebens,  
ach, es wäre der Himmel auf Erden.

Ich hasse den Trost,  
alles Mitgefühl.  
Ich hasse die Mitleidsworte  
und auch die gestammelten  
Beileidsdämmlichkeiten.  
Ich hasse den süßen Quatsch  
und den bitteren der Wahrheit auch  
und den ganzen Himmelsgestank.  
Ich hasse die Natur  
in ihrer Vergänglichkeit  
und die Vergeblichkeit  
unseres Daseins noch mehr!

Die größte Schweinerei ist,  
dass das Leben weitergeht,  
wenn einer stirbt.  
Die allergrößte Sauerei:  
Ach, das Leben muss doch weitergehen...  
Wieso, muss, muss, was, wieso  
und warum?  
Der Tod siegte,  
das Nichts besiegte  
das Leben.

Ich kann es nicht anschauen,  
diese Zersplitterung,  
diese Zermürbung,  
diese verrästelten Augen,  
diese vergänglichste Energie.  
Ich kann es nicht anschauen,  
wie anstrengend das kleine Leben wird,  
wie qualvoll die Natur  
im Ablauf des Elementaren,  
wie entblößt und schutzlos  
ein Leben wird.  
Ich kann es nicht umtauschen,  
ich kann es nicht.  
Ich tue es nur unter der Liebe Protest,  
unter der Liebe Hass,  
unter der Liebe Bettelkram.

Was heißt Loslassen,  
Seinlassen, Freilassen?  
Was heißt hier Beten.  
Hoffen, Glauben?  
Was heißt das?  
Wer berechtigt mich,  
den anderen oder sich selber  
loszulassen, sein zu lassen?  
Ist das denn gut und natürlich?  
Ist das denn so gewollt?  
Oder:  
Ich will Dich halten  
bis zum letzten Blick.  
Ich liebe Dich so bindend,  
gehindert, so kraftvoll  
und lasse Dich nicht  
und fasse Dich bis zuletzt.  
Ich liebe Dich.  
Ich lasse Dich nicht.

Es langt noch zum Winken,  
zärtlich verhalten.  
Es langt noch zu gehen, mit Krücken,  
Schritt vor Schritt gesetzt.  
Es langt noch zum Husten  
mit quälendem Atmen.  
Es langt noch zum Trinken  
von Wasser und Suppe.  
Noch gestern in der  
Würde der Genüsse,  
in der Freude der Liebe,  
nun in den letzten,  
feinnervigen Beseelungen  
nun genügt ein  
Augenblinzeln,  
ein Winken,  
ein Sinken.

Ich kann nicht zulassen,  
dass mir meine Verzweiflung,  
meine nackte Ohnmacht  
genommen wird.  
Hinweg mit Trost, Rat  
und Betäubung!  
Ich will die Illusion nicht.  
Ich will die Religionen nicht.  
Ich will die Unterwerfungen nicht.  
Meine Verzweiflung  
ist mein Liebesopfer an Dich.  
Mein haderndes Klagen  
ist meine Zärtlichkeit für Dich.  
Ich will mir die Wut und den Hass  
aufs Ende nicht nehmen lassen,  
denn es ist kein Beitrag für Dein Leben,  
oh, geliebter Sohn.

Der Morgen ruft die Sinne,  
der Morgen noch ohne Sonne,  
erfreute Dich Matthias  
in den letzten guten Tagen  
mit Genuss der Frische,  
verlockte zu tiefem Atmen,  
zum Spaß an der Kühle,  
zur Betrachtung der Weite,  
zum Anblinzeln des Grüns,  
zum Erforschen der Blüten.  
Der Morgen wurde Dir  
ein süßer, sinnlicher Segen.  
Nun lieb ich ihn noch mehr.

Meine Botschaft, die ich er-hörte  
von Dir, Matthias, lautet:

Wir dürfen im Leben,  
im Abschied wohl verzweifeln  
und uns der Qual hingeben -  
doch nicht im Sterben.

Das ist gut im Unterscheiden:  
sterbe im Frieden,  
verzweifelt im Leben.  
Der Liebesfrieden,  
den Du im Sterben lebstest,  
ist nicht die Friedhofsruhe  
der sogenannten Pietät.

Oh, mein Sohn

Wie oft musstest Du als der Älteste  
ein Stück meiner Rolle spielen.

Verzeih mir!

Wie oft wurdest Du auch von der Mutter  
mit mir identifiziert,  
und es war manchmal leidvoll.

Verzeih mir!

Wie oft musstest Du mich ertragen,  
auch weil Du mir recht ähnlich warst.  
Wie oft fühltest Du Dich unterdrückt  
allein von meiner Art zu leben.

Verzeih mir!

Wie oft konntest Du mir nicht helfen,  
allein, weil ich keine Hilfe brauchte  
und Du hättest sie gerne gegeben.

Verzeih mir!

Oh Bruder Jesus-Matthias,  
Freund, Genosse, Helfer,  
ich kann nicht Abschied nehmen  
und will Dich auch nicht loslassen.  
Nein, bleibe bei mir,  
denn es will Nacht werden.  
Sei mein Weg, sei mein Vorgänger.  
Oh Bruder Matthias,  
ich möchte Dir folgen  
auf dem Weg, den Du gewiesen hast.  
Oh Matthias, bitte für mich!

Zehn Wochen sind vergangen  
seit dem Anfang des Endes.  
Zehn schmale, enge, elende Wochen  
seit dem Ende des Anfangs.  
Was sind schon sonst  
zehn Wochen im Alltag.  
Diese bergen in sich so viel des Wehs  
und der Hoffnung schmalen Grat  
und der Verzweiflung Anfälle  
und die Trostunfähigkeit.  
Sie bergen Dich, Matthias,  
ganz in der letzten Entfaltung,  
in der Reifung und im Absterben.  
Zehn Wochen jammere ich schon  
und die Flut des Harms  
steigt und steigt.

Umgeben von alten Menschen,  
selber sehr alt,  
Freunde alt,  
sogar Frauen werden alt  
und Matthias,  
unvollendet in der ersten Jahrhunderthälfte,  
ging uns Alten und Gebrechlichen,  
uns Resignierten und Erstarrten voraus.  
Welch Zeichen,  
undeutbar,  
welch Signal,  
welch ein Ruf,  
unfassbar.

Ich bin verengt, verängstigt.  
Du bist erweitert, mutig.  
Ich bin als Todesmaske erstarrt.  
Du bist lebensvoll in Dir  
bis zuletzt geblieben.  
Dein schöner Körper,  
Deine braune Haut,  
Deine bewegten Hände,  
zart streichelnd Dich selbst.  
So kam Dein vorläufiges Ende,  
sehr liebend, sehr erdlich.  
Und bis zuletzt, bis zuletzt  
das;  
„Ich liebe Euch“  
„Ich liebe Dich so sehr.“  
So kam milde unmerklich  
ohne Schatten, ohne Dunkelheit  
und ohne Seufzerqual,  
so kam, so kam,  
was – das wissen wir so wenig.  
Es kam.

Müde geworden  
vom Klagen,  
vom Wüten, Rasen  
gegen mich selbst.  
Müde geworden  
von den Lamentationen  
und Kontemplationen.  
Müde geworden  
im Hader und Kampf.  
Müde geworden  
im Zerreißen des Herzens.  
Doch Du, Matthias,  
erschöpftest Dich anders.  
Müde wurdest Du  
des Haders und jeden Unfriedens.  
Du verlorest Deine Kräfte und Säfte  
in Geduld und auf eine milde,  
unmerkliche Weise.  
Noch erschöpft  
warst Du im Frieden der Liebe.

Wir dachten so ähnlich,  
wir liebten Aphorismen,  
Paradoxien, Widersprüche.  
Wir erzählten uns solche,  
doch viel zu wenig.  
Wir liebten die Ironie,  
die harte Selbstironie,  
die milde Ironie,  
den schon harten Zynismus.  
Wir liebten den Unernst des Spiels,  
den Witz, die versteckten Formen komischer Art.  
Wir liebten Konfrontationen im Lernprozess.  
Wir liebten auch die Dramatisierungen,  
die Brüche in den Vorurteilen.  
Wir liebten Gegensätze in der Selbsterkenntnis  
und liebten die Liebe.

Heute ist  
Samstag, der 6. September 2003.  
Seit Samstag, dem 9. August sind fünf Wochen  
vergangen,  
vergangen,  
wie elend.  
Seit dem Samstag, dem 28. Juni,  
da er zum letzten Mal in dieser Form  
Reisende ins Herz aller Dinge begleitete,  
nochmals sechs Wochen vergangen,  
vergangen,  
  
vergangen,  
  
vergangen